

Das nomadische Dasein

Über die mannigfachen Gründe, ständig unterwegs zu sein

Von René Scheu

Alle sind auf Achse, bremsen ist verpönt, eine Rast nicht erlaubt, Stillstand der Tod – willkommen im Zeitalter der Mobilität. Die Welt besteht nicht mehr aus Punkten, sondern aus Vektoren; es gibt keine Orte mehr, nur noch Durchgangsstationen: Raststätten, Flughäfen, Bahnhöfe, Hotels. Ruhelos, rastlos, atemlos verbringen wir unser Leben.

Wir brüsten uns damit, moderne Nomaden zu sein, doch das französische Philosophenduo Gilles Deleuze/Felix Guattari zeigt uns in ihrer «Abhandlung über Nomadologie», dass wir eigentlich Migranten sind. Der Nomade – so ihre triftige Begründung – ist überall zu Hause, sein Dasein ohne Wurzeln; der Migrant dagegen ist nirgends zu Hause, sein Dasein entwurzelt. Und weil der Nomade zu Hause ist, wo er gerade ist, bewegt er sich eigentlich nicht. Denn Bewegung ist nur denkbar als Verschiebung zwischen zwei Fixpunkten und genau die fehlen im Leben des Nomaden. Doch ist er ständig unterwegs, das heisst auf dem Weg – der Weg ist sein Ziel. Anders der Migrant: Er bewegt sich ständig zwischen Fixpunkten, ohne unterwegs zu sein, weil er nirgends zu Hause ist. Selbst wenn er rastet und sich für eine Zeit nicht bewegt, bleibt er in Bewegung, weil er nur darauf wartet, zum nächsten Ort zu migrieren.

In dieser Zeit der migranten Mobilität verkommt das Reisen – das Unterwegssein – zu einer blossen Ortsverschiebung, die Begegnung zum touristischen Event. Auf der Suche nach dem Immer-Anderen begegnet man dem Immer-Gleichen in stets neuen Variationen. Die Reiseziele ähneln sich immer mehr, die Menschen sehen sich zum Verwechseln ähnlich.

Einmal ist das Hotel weiss getüncht, ein anderes Mal blau, einmal ist das Klima mild, ein anderes Mal ein bisschen rauer, einmal ist das Meer türkisblau, ein anderes Mal marineblau, einmal sind die Menschen sehr nett, ein anderes Mal bloss freundlich. Orte und Menschen scheinen zunehmend austauschbar, die Natur eine Kulisse, die Leute Statisten.

Die Lektion von Deleuze/Guattari lautet: Wir müssen wieder lernen, von Migranten zu Nomaden zu werden, die wir einst waren; wir müssen wieder lernen, im Unterwegssein heimisch zu werden. Erst wenn wir den Weg als Ziel begreifen, werden wir wieder reisen können. Dann verlieren die modernen Durchgangsstationen – die Flughäfen, die Bahnhöfe, die Raststätten, die Hotels – ihre Tristesse, werden zu Destinationen unserer Reise und verwandeln sich in Orte der Begegnung.

Reisen zu können erfordert mehr als Zeit und Geld», sagt Friedrich Nietzsche (1856-1900). Und der deutsche Meisterdenker muss es wissen: Nietzsche hatte genügend Geld, um zu reisen (dank eines Beamtenlohns auf Le-

benszeit), und er hatte nach der Kündigung seiner Professur in Basel auch genügend Zeit: von Sils-Maria nach Genua, von Genua nach Nizza, von Nizza nach Venedig, von Venedig nach Sils-Maria. Doch beides ist nicht genug, Reisen ist mehr als ein Ticket und ein bisschen Freizeit, Reisen ist eine Kunst. «Man kann abfahren, ohne wahrhaft auf Reisen zu gehen, und wieder ankommen, ohne fort gewesen zu sein» – so die Lektion des Nomaden Nietzsche.

Er erinnert uns daran, dass man die Rechnung nicht ohne den Reisenden machen kann: Ob eine Reise wirklich eine Reise gewesen sein wird, hängt letztlich von der Einstellung des Reisenden ab. Nicht die äusseren Bedingungen der Reise – also das Wo, das Wie, das Was, das Wann – sind massgebend, sondern allein die innere Befindlichkeit des Reisenden, das Warum seines Reisens.

Doch wie muss seine Einstellung beschaffen sein? Es treiben ihn Neugierde und Erwartung zugleich. Erst im Zusammenspiel ergeben sie die richtige Reisehaltung. Wer sich nur der Erwartung hingibt, will in der Fremde bloss die gewohnte Welt in

eine fremden Umgebung antreffen: dasselbe Essen, dieselbe Sprache, denselben Lebensrhythmus. Dieser Mensch hat einen Namen: Pauschal-tourist. Wer sich nur der Neugierde hingibt, will hingegen das Exotische erleben, das völlig Andere und Neue, nichts darf sein wie zu Hause: der Individual- oder Abenteuer-tourist. Doch letztlich sind diese Haltungen nur die beiden Seiten derselben Medaille: Beide wollen ihre Vorurteile bestätigt sehen, der eine will, dass in der Fremde alles ist wie zu Hause, der andere, dass in der Fremde nichts ist

wie zu Hause – beide halten an ihrem Zuhause fest.

Im Zusammenspiel von Erwartung und Neugierde deutet sich jedoch eine andere Haltung an: Der Reisende hegt Erwartungen über die Fremde, will jedoch zugleich, dass sie enttäuscht werden. Er verfährt ein bisschen wie der Wissenschaftler: Er formuliert Hypothesen über die fremde Destination und geht hin, um sie zu überprüfen. Im Unterschied zum Wissenschaftler ist der Reisende indessen nicht glücklich wenn sie sich bestätigen, sondern wenn sie sich als falsch erweisen. Der Reisende will enttäuscht werden, denn: erst in der Enttäuschung seiner Erwartung stösst er auf das Neue und Unerwartete.

Wer so enttäuscht und glücklich von der Fremde zurückkehrt, dem erscheint auch das Zuhause plötzlich in einem fremden Licht. Die Reise hat ihn verändert, und so verändert sich für ihn auch das Zuhause. Indem der Reisende etwas Neues erfahren hat, erlebt er das Alte zugleich auf neue Weise. Die Fremde wird heimisch und das Zuhause unheimlich. Es birgt so viel Neues, dass er die nächsten Ferien vielleicht zu Hause verbringt.

Wir müssen wieder lernen, von
Migranten zu Nomaden zu werden,
die wir einst waren; wir müssen
wieder lernen, im Unterwegssein
heimisch zu werden. Erst wenn wir
den Weg als Ziel begreifen, werden
wir wieder reisen können.

Das Reisen ist eine Kunst, die nur wenige beherrschen. Zu diesen Kunstverständigen zählt sich der Schweizer Philosoph Alain de Botton. In seinem jüngsten Buch, das den bezeichnenden Titel «Kunst des Reisens» trägt, berichtet er von seiner ausgedehnten Reisetätigkeit. Jede Reise, wohin sie auch gehen mag – so eine These –, ist nicht nur eine Reise *des* Ich, sondern auch und vor allem *ins* Ich. Was ist damit gemeint? Jede Reise ist an sich langweilig – ein Haus ist ein Haus, ein Mensch ist ein Mensch, hier wie anderswo. Was sie interessant macht, ist die Zutat unserer Fantasie: Sie gibt dem Haus eine Fassade, dem Menschen ein Gesicht.

Auf Reisen stolpern wir durch Geschichten, die unsere Fantasie weiterspinnend (wir erhaschen den Blick auf eine Frau, die weint, und fragen uns, was sie erlebt haben mag; wir sehen ein Kind spielen und denken darüber nach, wie glücklich es ist usw.). Unversehens werden wir dabei zu den Protagonisten der Geschichten, die wir erzählen; *unsere* Geschichten werden zu Geschichten *über uns* (die weinende Frau erinnert uns an eine alte Bekanntschaft; beim Anblick des spielenden Kindes besinnen wir uns darauf, wie glücklich wir als Kind waren usw.) Und so ist jeder Trip letztlich ein Trip unserer Einbildungskraft.

Wenn das stimmt, können wir dann getrost folgern, dass wir uns in Zukunft die Reisestrapazen ersparen können, indem wir zu Hause bleiben, ein Buch kaufen und unsere Einbildungskraft so in Bewegung setzen?

An Vorbildern für diese freiwillig gewählte Isolation, für die Immobilität des Leibes zwecks Mobilität der Fantasie fehlt es nicht. Alain de Botton zitiert die wohl bekannteste literarische Illustration dieses Glaubens – J.-K.-Huysmans Roman «Gegen den Strich», die Geschichte eines Adligen, der sich reisehalber zu Hause verbarrikadiert–, freilich nur, um ihn als Irrglauben zu

entlarven. Das Ich bedarf des Reichtums der äusseren Welt und der sinnlichen Erfahrung, um den inneren Reichtum zu entdecken. «Es existiert ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen dem, was uns vor Augen steht, und den Gedanken, die in unserem Kopf entstehen: grosse Gedanken erfordern zuweilen eine weite Aussicht, neue Erkenntnisse neue Orte.»

Alain de Botton ist ein moderner Nomade, er verbringt seine Zeit am liebsten in Flugzeugen, auf Schiffen, in Zügen. Das Ich ist durch eine Scheibe von der Welt getrennt – es berührt sie nicht und ist doch in Berührung mit ihr. Die Bilder ziehen vor dem äusseren und dem inneren Auge vorbei, Erinnerungen kommen hoch, ungeahnte Gedanken tauchen auf. «Nach tagträumerisch verbrachten Stunden in der Eisenbahn haben wir vielleicht das Gefühl, zu uns selbst zurückgefunden zu haben.» Der Gang in die Welt ist eine Rückkehr zu uns selbst, die Welterfahrung die höchste Form der Selbsterfahrung.

Die Natur, die Stadt, die äussere Welt, sie dienen uns auf Reisen als Spiegel unserer Seele. Wir projizieren in sie, was uns selbst fremd ist, wir lesen in sie hinein, was wir später aus ihr herauslesen – die Erfahrung der Fremde ist letztlich die Erfahrung unserer eigenen Fremdheit, der Trip in eine unbewohnte Gegend der Versuch, uns selber zu bewohnen. Reinhold Messner, philosophierender Bergsteiger aus dem Südtirol und bekennender «Halbnomade», hat diese Erfahrung einmal so beschrieben: «Mir ging es beim Unterwegssein in der Wildnis nicht um die Welt draussen, sondern um die Welt in mir drinnen. Ich war der Eroberer meiner eigenen Seele.»

René Scheu ist Redaktor beim *St. Galler Tagblatt*, wo dieser Artikel am 22.7.03 erschien. Copyright: *St. Galler Tagblatt*, Nachdruck mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion.